

Reportage-Beispiel zum Thema: Die Welt entdecken – auch heute noch (1975)

In Westtibet

Auf der Suche nach einem Stück alten Tibets entdeckte Walo Kamm ein bisher verbotenes, völlig unerforschtes Land hinter dem Himalaya: Zanskar. Als erster Nicht-Indier traversierte er zu Fuss das ganze Gebiet und drang bis zum entlegensten Dorf vor.

Von Walo Kamm

Eigentlich müsste man zuerst eine Reportage über das – bis 1974 verbotene – Gebiet von Ladakh/Leh machen, das wäre an sich neu genug: die Menschen, die Mönche, Kunst und Kultur, ein gutes Dutzend Klöster, gefüllt mit Schätzen, in einer Wüstenlandschaft auf über 3500 Meter Höhe, davor die Schneegipfel des Himalaya und dahinter des Karakorum. Aber ich gehe, mich selbst überholend, schon einen Schritt weiter: Was ich suche, ist ein Stück Kulturelles Tibet, das noch wirklich unberührt ist von jeglichem Einfluss von aussen, komme er nun von China oder Indien, Pakistan oder Kaschmir.

Die einzige echte Chance dazu bietet Zanskar (gesprochen Sangskar, «ang» als Nasallaut) – denn sogar in Leh, dem Hauptort von Ladakh, weiss kaum jemand, was und wo Zanskar überhaupt ist.

Nach langem Suchen finde ich zwei Leute, die schon dort gewesen sind, der eine als Chefbeamter in recht geheimer Mission; niemand hat bisher mehr von Zanskar gesehen als er. Meine Frage: Wo könnte das wohl entlegenste, unberührteste Gebiet von Zanskar sein? Der Geheimdienstler tippt auf Shun-Shadi – denn dort ist nicht einmal er gewesen –, meint jedoch gleichzeitig, das hätte keinen Sinn, es gäbe ja nichts zu sehen dort und es sei ohnehin fast unerreichbar.

Wo aber ist dieses völlig unbekannte Gebiet?

Ich finde das winzige Shadi auf der geheimen Militärkarte im Büro des Polizeichefs – bis er sieht, welches Gebiet ich skizziere, und schnell wieder den Vorhang über der wandgrossen Karte zuzieht. Das sei jetzt zwar nicht mehr militärisches Sperrgebiet, doch ich solle nicht versuchen, dort herumzureisen, er könne keine Verantwortung übernehmen, was dann passiere.

Es scheint also das zu sein, was ich suche. Abenteuer. Alternativtourismus. Unverbrauchte Luft und unverbrauchte Bilder.

Vorstoss zu Fuss ins völlig Unbekannte

Der Nun-Kun, 7135 Meter hoch, bekannt, aber noch nicht bestiegen, zeigt mit seinen zwei majestätischen Gipfeln die unsichtbare Grenze an. Das Gebiet des Islam, das sich von Kargil her noch als ausholende Zunge bis Parkatschik erstreckt, liegt endgültig hinter uns. Weiter durch das nun unbewohnte Suru-Tal hinauf, vorbei an Gletschern und Wasserfällen, Schafherden und unzähligen Murmeltieren.

Allein zu Fuss von Kargil nach Keylong, via Shun-Shadi – werde ich über Schnee oder grüne Auen gehen? 300 oder 500 Kilometer weit? Wird es glühend heiss oder bitterkalt sein – oder beides? Würde ich wochen- oder monatelang unterwegs sein, gastfreundlichen Menschen oder wilden Tieren begegnen, Unterkunft und Essen

bekommen, den Weg überhaupt finden? Ich habe mir sicherheitshalber ein leichtes Biwakzelt, eine Schlafmatte, eine alte Jacke, einen Kocher und etwas Proviant für ein paar Tage besorgt – sowie einige Bücher für den Fall, dass ich irgendwo durch Unfall oder besondere Umstände blockiert wäre.

Mit mir kommt Ishi, ein 52-jähriger Familienvater und Bauer, der aus dem Zentrum von Zanskar stammt. Ich habe ihn in Leh als eine Art Guide/Porter angeheuert. Er ist von gedrungener Gestalt, aber kräftig; seine Reisekleidung besteht aus einem karierten Hemd und einem Paar langer weisser Unterhosen. Er spricht kein Wort Englisch, ich kaum ein Wort Tibetisch oder Ladakhisch – ausser «dschulé!», was «grüezi» bedeutet, aber meist auch für «adieu» und «danke» verwendet wird.

Die erste Überraschung habe ich schon verdaut: Ich schleppe meine ganze Ausrüstung selber, denn Ishi hat mit meinem Trägerlohn-Vorschuss in Leh und Kargil bereits so viel eingekauft (inkl. zwei Matratzen!), dass er die ersten acht Tage bis Padam sein eigener Träger ist.

Am dritten Tag die erste Siedlung der buddhistischen Welt, Shüldo. Die Dorfbevölkerung strömt zusammen, wir werden mit scheuer Herzlichkeit empfangen. Ishi vermittelt mir die erste Begegnung mit dem einheimischen Joghurt, dazu Tscha (Buttertee) und Tsampa: geröstetes Gerstenmehl, das wie feines Sägemehl aussieht und beim erstenmal auch so schmeckt. Ich betrachte den Imbiss zunächst kaum mehr als eine nette Geste, die man nicht ablehnen darf. Da kenne ich aber Zanskar noch nicht.

Das erste Kloster auf dieser Route, Rangdum, soll gleich hinter Shüldo liegen, doch die Nacht bricht schon herein, als wir noch immer Flussarme durchqueren. Rangdum Gompa liegt, wie die meisten tibetischen Klöster, abseits vom Dorf auf einem Felshügel, der hier ringsum von breiten Flüssen umgeben ist. Das Wasser ist nicht tief,

aber reissend und eiskalt: Innert Minuten sind Füsse und Beine gefühllos. Ich komme mir schon ein bisschen tapfer vor, als ich mich mit wund gelaufenen Füssen, den schweren Rucksack auf dem Buckel, in der Finsternis über die spitzen Steine und den steilen Felshügel zum Kloster hinaufkämpfe. Aber da kenne ich Zanskar wirklich noch nicht!

Die Mönche empfangen uns mit einer seltsamen Mischung aus Freude und Zurückhaltung, die an Unwillen grenzt. Das Eis ist gebrochen, als wir unsere Siebensachen auspacken. Noch bis tief in die Nacht hinein muss Ishi erzählen und ich gute Miene (und Mimik) dazu machen – sowie den energischen Aufforderungen folgen, das heisst Schale um Schale Tsampa mit Buttertee schlürfen, bis wir uns endlich auf einer Dachterrasse zum Schlafen niederlegen können. Beim Einschlafen höre ich noch immer Ishis leises rhythmisches Murmeln: «Om mani padme hum» – ein bekanntes Gebetsmantra.

Mit der Mönchskarawane über den Pass

Mit der Knochentrompete (aus menschlichem Oberschenkel- oder Oberarmknochen) ist zum Gebet gerufen worden. Glockengebimmel und Tschinellenklang, geheiligtes Wasser und Opfergaben aus Butter, runzelige Charakterköpfe und feine Pagengesichter ... beim Frühstücksgebet (Gebetsfrühstück?) mitten in der bunt zusammengewürfelten Mönchsschar sitzend, fühle ich mich schon fast integriert.

Wir satteln Pferde; ich habe Glück. Die Rangdum-Mönche stellen eine Tsampa-Karawane zusammen; Ishi und ich können ein paar Tage mitreiten. Das schon unsere Füsse, besonders wenn es durch Flüsse geht. Ein geschlaufter Strick ersetzt die Steigbügel, eine Woldecke den Sattel.

Auf dem «Weg der Weissen Wolken» ziehen wir mit der Mönchskarawane über den 4400 Meter hohen Pensi-La (La = Pass). Er bildet Zanskars

geografische Westbarriere, ist aber trotz Schnee, Felshängen und Flüssen noch der leichteste Zugang «hinein». Auf allen anderen Seiten sperren mächtige Gebirgsketten – von Indien/Kaschmir her der Himalaya – jeden «weltlichen Einfluss» aus. Die einzige natürliche Eingangspforte wäre das Tal des Zanskar-Flusses, das die Gebirgskette im Norden durchbricht; die Schlucht sei jedoch unpassierbar, heisst es.

Trotz der ariden Pensi-Landschaft ist die Reise inmitten der 70 Pferde und Fohlen stimmungsvoll. Die Mönche lassen sich Zeit, etwa drei Tagesetappen bis Abrang, wo sie eine grosse Ladung Tsampa einkaufen wollen. Also viel Zeit für ausgedehnte Picknicks und Teepausen. *Der Weg der Weissen Wolken*: Ich lese im Buch von Lama Govinda, wie er selbst vor Jahrzehnten als Pilger mit Karawanen durch West- und Südtibet zog auf seiner grossen Suche. Die grössten Geschehnisse mit den einfachsten Worten beschrieben; für Laien das vielleicht beste Buch über Tibet.

Strassenbau, Hochzeitsbräuche und Gerste

Bei Bohks bin ich Frühstücksgast im Zelt von Shri Babu Tharchin, einem kleinen, ruhigen Mann aus Leh. Ich befrage ihn über die Gruppen von Männern, die an vielen unzusammenhängenden Stellen eine «Strasse» bauen. Ja, es sei schon mühsam, nur so mit Pickel und Schaufel, gibt er zu, aber sie hätten doch auch etwas Sprengstoff zur Verfügung. Rund 250 Kilometer lang sei die Strecke von Kargil bis Padam (50 Kilometer ab Kargil sind schon befahrbar). Die Arbeiter verdienen (umgerechnet) rund 3 Franken, die Mineure 6 Franken im Tag. Die Arbeit auf 4000 Meter Höhe ist hart, am Pensi-La gibt es auf 50 Kilometer keine Siedlung, die Strasse muss teilweise aus Felswänden herausgesprengt werden, es gibt nirgends Erde, nur Felsblöcke. Tharchin ist der verantwortliche Ingenieur. Sie hätten halt erst vor einigen Tagen begonnen, mit Verspätung, sagt er fast entschuldigend, doch in zwei Monaten werde

bereits der erste Jeep von Kargil nach Padam fahren. Das tönt unglaublich. Ohne eine einzige Maschine? Und wie sollen die Fahrzeuge durch die tief eingeschnittenen Flüsse kommen, ohne Brücken? Tharchin ist zuversichtlich: «Wir werden die Probleme schon irgendwie lösen.»

Ich bin froh, Zanskar noch kurz vor dem «Jahr 1» zu erleben. 1976 wird dort mit dem Strassenzugang voraussichtlich auch die sogenannte «Zivilisation» eingeführt.

Ein Tag später. Tschang (Gerstenbier) fliesst in Strömen. Uns begegnet ein fürstlich geschmückter Bräutigam hoch zu Pferd. Heirat in Stichworten: Bursche besucht Eltern seiner Auserkorenen, offeriert ihnen Khatas (weisse Glücksschals). Eltern entscheiden ja oder nein. Bräutigam bezahlt Brauteltern das abgemachte Brautgeschenk. Durchschnittlich 120 Kilo Gerstenmehl plus 200 Rupien in bar. Braut beziehungsweise deren Eltern geben Bräutigam beziehungsweise dessen Eltern Gegengeschenk: einige Kühe oder Yaks (oder Ähnliches). Vater und Onkel mütterlicherseits des Bräutigams wählen sieben Männer aus; diese ziehen Hochzeitskleider an und ziehen zum Dorf der Braut; dort essen und trinken und tanzen sie und verbringen die Nacht im Haus der Brauteltern. Anderntags ziehen sie samt Braut zurück ins Dorf und zum Haus des Bräutigams. Abends irdisches Festen sowie besondere Mönchsgebete. Das junge Paar lebt zunächst im gleichen Haushalt mit den Eltern des Bräutigams. Wenn das erste Kind kommt, übernimmt das junge Paar den Haushalt oder gleich das ganze Haus, und die frischgebackenen Grosseltern ziehen ins «Stöckli»: Sie bauen für sich ein neues (bescheideneres) Haus oder eine neue Wohnküche ans alte Haus.

Zu Fuss ist die Reise nicht leicht. Ein grosses Hindernis sind die vielen Seitenflüsse. Die meisten sind frühmorgens leichter passierbar; im Lauf des Tages schwellen sie durch das Schneeschmelzwasser stark an. Wir haben das Pech, meist abends reissende Flüsse durchqueren zu

müssen, um das Tagesziel zu erreichen. Es mögen drei Dutzend Flüsse sein, die wir insgesamt in Zanskar so bewältigen.

Das Tal wird nun breiter und grüner, vorwiegend Gerstenfelder, dazwischen etwas Weizen. Gemüsegärten sind selten und sehr klein: ein bisschen Kohl, Erbsen, Kartoffeln, Karotten und weisse Rüben. Doch Gerste über alles; mag sein, dass die Bevölkerung sich fast zur Hälfte nur von Tsampa ernährt.

Ich hatte gehofft, stets frische Milch, Joghurt und Eier zu bekommen, doch Hühner gibts nur vereinzelt, und die kleinen Yak-, Ziegen- und Schafherden sind im Sommer weit weg auf Bergweiden.

Zwischen Abrang und Karsha/Padam kommen wir durch das am dichtesten besiedelte Gebiet Zanskar's; fast jede Stunde taucht ein kleines Dorf auf. Ishi scheint überall Leute zu kennen; würden wir alle Einladungen annehmen, kämen wir in diesem Sommer kaum mehr nach Keylong.

Unvergessliche Stunden in den Wohnküchen unserer Gastgeber. Die Wohnküche ist das Herzstück jedes Hauses: Hier wird gekocht und gegessen, geliebt und geschlafen, es hat genug Platz auch für das Baby und den Grossvater und die Ziegen und die Hühner – sowie Läuse und Wanzen, wie mir Ishi gelegentlich vertraulich mitteilt (in solchen Fällen verziehen wir uns diskret auf eine Dachterrasse).

In der Mitte der Wohnküche eine grosse viereckige Öffnung im Flachdach: Da ziehen Dampf und Rauch weg, und es kommt etwas Licht herein, denn Fenster gibt es ringsum keine, und Sorgen wegen Hereinregens braucht man sich nicht zu machen, da es fast nie regnet (nur im Winter schneit es manchmal). Wir sind in einem der trockensten bewohnten Gebiete der Erde.

In einer Ecke die offene Feuerstelle, darüber die in der Mauer eingebauten Nischen für Küchengeräte: handwerklich schön gearbeitete Teeschalen aus Silber und Töpfe aus Kupfer; verzierte

Krüge, Schöpfkellen und Besteck aus Messing. Auch ärmere Familien sind reich an Schmuck, Ritual- und Haushaltgegenständen aus Edelmetallen und -steinen.

Als wir später selber reines Kupfer im Gestein finden, begreifen wir auch den Namen des Landes besser: «Zangs-dKar» = «Kupfer weiss». Es gibt hier viele besonders reine Vorkommen an hellem Kupfer und auch andern Mineralien.

Die religiöse Enklave Padam

Am achten Tag erreichen wir, vorbei an fast kilometerlangen und teils mehrere Meter breiten Maueranlagen, das dreieckförmige Herz von Zanskar, wo sich die beiden grössten Flüsse zum Zanskar-Fluss vereinigen. Die Schwemmland-Steinwüste ist auf grossen Flächen durch künstliche Bewässerung in karges Weide- und Ackerbauland umgewandelt worden.

Padam, der Hauptort, entpuppt sich als Dorf von etwa 300 Einwohnern. Ein seltsamer Ort. In der Ebene liegt, wie ein Fremdkörper, ein Hügel aus gigantischen losen Felsblöcken. Daran kleben und darin verstecken sich die meist ineinandergeschachtelten Häuser; aus der Nähe ein chaotischer Anblick.

Die halbe Bevölkerung kommt uns entgegen-gelaufen, steht Spalier und feiert das «historische Ereignis». Meine bevorstehende Ankunft ist über Armeefunk – den einzigen Kontakt zur Aussenwelt – mitgeteilt worden. Im Triumphzug werde ich zum Haus des Tehsildars geführt. Der Tehsildar ist, neben dem klösterlichen Machteinfluss, die weltliche Autoritätsperson. Er ist Administrator von ganz Zanskar. Exekutive und Justiz in einer Person. Eine Legislative braucht es offenbar (noch) nicht; das Zusammenleben funktioniert seit uralten Zeiten durch eine Art Theokratie.

Padam ist ein Sonderfall. Die Hälfte seiner Einwohner sind Moslems – eine religiöse Enklave im Zentrum der sonst ausnahmslos buddhistischen Welt von Zanskar. Gelegentlich werden ei-

nige Verbrauchsgüter aus Kaschmir «importiert» und in Padam in streng rationierten Mengen verkauft: Reis, Zucker, Salz, Atta (Weizenmehl für Fladenbrot) sowie Kerosin. Dazu sind hier sogar ausgesprochene «Luxusgüter» erhältlich: Tee, Butter, Seife, Zündhölzer, Schulhefte, Bleistifte, Sarson-Öl (für die Gemüsezubereitung sowie zur Haarpflege). Von der Ausnahme Padam abgesehen, lebt Zanskar aber vollständig autark, von der selbstgefertigten Kleidung bis zur handgeschmiedeten Nähnaedel.

Nur etwa 7000 Menschen leben hier in einem Gebiet fast halb so gross wie die Schweiz. Die Bevölkerungszahl hält sich konstant. (Von Ishis acht Kindern starben sechs schon als Kleinkinder.)

In ganz Zanskar gibt es

- keinen Arzt, keine Bettler, keinen Verwaltungsapparat,
- keine Herberge und kein Restaurant,
- keine Soldaten und keine Polizei (aber praktisch auch keine Verbrechen),
- kein Zivilstandsamt und keine Steuerbehörde (auch keinerlei Steuern),
- kein Radio und keinen Fernsehapparat,
- kein Kino und keine Zeitung (weniger als 10 Prozent der Bevölkerung können lesen),
- keine Flugpiste und auch keine Boote auf den Flüssen (ohnehin kein geeignetes Holz vorhanden),
- keine Fahrzeuge (keine Strassen),
- keine Glühbirne und keinen Wasserhahn (keinerlei zivilisatorische Infrastruktur),
- keine Bank und kein Postbüro (so nützen der Tehsildar und ein paar andere Leute eben die Gelegenheit und machen Ishi zum «Postboten»: Man gibt ihm Briefe, Gelder und kleine Pakete mit auf den Weg).

Und Schulen? Primarschulen gibt es in ein paar grösseren Dörfern. In Padam sind es sogar zehn Lehrstufen, aber nicht alle sind besetzt. Auch gehen viele Kinder schon nach wenigen Jahren von

der Schule ab, sodass in den oberen Klassen oft nur ein oder zwei Schüler übrigbleiben; deshalb unterrichtet ein Lehrer mehrere Klassen nebeneinander. Die verschiedenen Klassen gruppieren sich, jetzt im Sommer, zwischen Felsen im Freien; meist stehen Lehrer und Schüler den ganzen Tag.

Dazu Zahlen: Ungefähr 10 Prozent der Kinder besuchen eine Schule. Für ein Kind müssen die Eltern (umgerechnet) 13 Rappen pro Monat bezahlen, plus Schulmaterial. Es herrscht Lehrermangel trotz des fast doppelten Salärs: Ein Lehrer, der in Srinager (Kaschmir) umgerechnet 75 Franken Anfangslohn bezieht, kann in Padam mit 64 Prozent Härtezuschlag rechnen, also rund 120 Franken Monatssalär, plus einem Kältezuschlag im Winterhalbjahr von 30 Prozent. Denn es gibt keine Öfen in Padam. Schon im hochsommerlichen Juli unterrichten die Lehrer in dicken Mänteln, Schal und Stiefeln. Wir sind hier auf etwa 3600 Meter Höhe.

Zanskar fristete nicht immer ein Schattenda-sein. Vor 1000 Jahren hatte es einige Bedeutung: Als im 10. Jahrhundert ein grosser tibetischer König in Lhasa starb und sein Reich seinen drei Söhnen vermachte, teilte er es auf in Zentraltibet, Guge und Zanskar. Trotz seiner Abgeschiedenheit blieb aber auch Zanskar von plündernden und Abgaben fordernden Invasionsheeren aus West und Ost nicht verschont. Vom 15. bis ins 19. Jahrhundert wurde in zahlreichen Auseinandersetzungen die jeweilige fremde Herrschaft abgeschüttelt; heute zeugt nur noch die geschleifte Festung bei Padam von jenen Zeiten. Das Desinteresse der Neuzeit brachte Zanskar Isolation und Frieden – bis nun wohl im «Feuer-Drachen-Jahr» (1976) der unvermittelte Sprung ins 20. Jahrhundert erfolgen wird.

Die einstige Karawanenroute verläuft von Padam aus südostwärts via Burdan-Gompa (Kloster) nach Char, wo sich das nun ständig ansteigende Haupttal verzweigt: nordwärts via Phuktal-Gompa Richtung Shun und Shadi, süd-

wärts über den Shingo-Pass Richtung Keylong in Lahoul-Spiti und schliesslich Manali im Kulu-Tal.

Die Klosterburg von Burdan ist zwar nicht sehr gross, thront aber wie ein Storchennest hoch über dem Fluss auf der Spitze eines in den Himmel ragenden Felsbügels. Ein lohnender Besuch – obwohl ich schon beim Eintreten im Hof vom wachhabenden Mastiff-Hund, gross fast wie ein Kalb, gebissen werde. Aber das ist nicht das Schlimmste, denn kurz zuvor ist das Blut schon geflossen, bei einem schlimmen Unfall mit dem Pferd an einem Geröllhang, wobei das Reittier und ich lädiert wurden.

Zurück in Padam als Rekonvaleszent. Ich entfliehe der mir unerklärlich ungemütlichen Atmosphäre, hinauf zum Stagrimo-Kloster, nur eine Viertelstunde oberhalb Padams am Berghang gelegen. Hunderte von Menschen aus den Dörfern der Talschaft ziehen da hinauf, denn abends findet auf dem grünen Hügel über dem Kloster ein Erntefest statt. Friede und Freude. Nach stundenlangen Vorbereitungsritualen segnet der Abt vor den aufmerksamen Augen der Zuschauer zuerst die Gerste und anschliessend alle Anwesenden. Darauf wird ein riesiger Kupferkessel mit Tschang, dem dickflüssigen Gerstenbier, gefüllt, bis er überläuft. Grosse feuchte Stücke von Tsampa-Kuchen werden als Leckerbissen verteilt. Alle, besonders die Frauen, sind richtig aufgetaut und scherzen, lange bevor der erste Silberbecher mit Tschang gefüllt ist. Das Fest wird viele Stunden dauern, vielleicht die ganze Nacht durch.

Der gelehrte Mönch als Zukunftshoffnung

Karsha, zweitgrösstes Dorf und dank seines bedeutenden Klosters auch heimlicher «Hauptort» von Zanskar, liegt Padam gegenüber und wäre wohl in einer halben Stunde zu erreichen – meint man. Doch erstens wird man durch die ungewohnte Klarsicht in dieser extrem trockenen Höhenluft getäuscht, und zweitens sind die Brücken

über die Flüsse nicht immer dort, wo man sie haben möchte: Der infolgedessen nötige Umweg über Tungri bedeutet eine ganze Tagesetappe, natürlich zu Fuss.

Im Haus des Tehsildars (er lebt übrigens abwechselnd in Padam und Karsha) herrscht Trauer; seine Mutter ist gestorben. Das ganze Haus ist voll von Trauergästen, die fast ununterbrochen bewirtet werden. In meinem Zimmer und vor allem im prunkvoll ausgestatteten Raum daneben sind die angesehensten Mönche des Klosters Karsha versammelt und zelebrieren abwechselungsweise während Wochen Trauerrituale. Die buddhistische Trauer ist würdevoll, fast schön, ohne Verzweiflung oder Untröstlichkeit.

Auch in meinem Rucksack ist das *Tibetische Totenbuch* griffbereit; für mich eines der wichtigsten und aufschlussreichsten Bücher über den Tod und das Leben überhaupt – allerdings recht schwer zu verstehen. Doch ich weiss nun, weshalb ich keine Angst habe vor dem Tod. «Gegen seinen Willen stirbt, wer nicht zu sterben gelernt hat. Lerne zu sterben, und du wirst lernen zu leben, denn niemand wird lernen zu leben, der nicht gelernt hat zu sterben.»

Zangla im Norden: ein weiterer Umweg, doch wie die meisten Umwege lohnenswert. Zu Gast im Haus der (ehemaligen) Fürstenfamilie von Zangla. Der Sohn ist ausnahmsweise zu Hause; wir verstehen uns auf Anhieb gut. Lama Nima ist ein aussergewöhnlicher Mann, der einzige Zanskarer mit abgeschlossenem Universitätsstudium; er ist ein Mönchsgelehrter.

Er führt mich in die beiden ehemaligen Königspaläste seiner Familie. Sie sind teilweise zerfallen, bergen aber noch immer grosse Reichtümer: ein Dutzend Räume, vollgestopft mit Schätzen, um die sie manches Kloster beneiden könnte. «Was wirst du mit all den Kostbarkeiten anfangen?» Er zuckt nur die Schultern, er hat zurzeit andere Interessen.

Der Raja-Palast ersetzt sozusagen das in Zangla fehlende Kloster. Dafür gibt es hier eines der höchst seltenen Nonnenklöster. Es ist ebenfalls dem Verfall preisgegeben, bewohnt nur noch von zwei Nonnen.

Ich frage Lama Nima, ob er noch nie ans Heiraten gedacht habe (grundsätzlich darf er eine Ehe eingehen, vorausgesetzt, er tritt von seinem Mönchsstatus zurück). Doch, vermutlich werde er das tun, meint Lama Nima. Er werde von Bevölkerung und Familie unter Druck gesetzt, zu heiraten, um dadurch Zangla noch besser dienen zu können; seine Eltern seien auch besorgt um die Erbfolge – er als einziger Sohn sollte die Raja-Dynastie weiterführen.

Er wolle jetzt Politiker werden, meint Nima, so wie sein Onkel, der bekannte Kushak Bakula, der Abt des Klosters Spituk bei Leh, der Ladakh als Abgeordneter im Bundsparlament in Delhi vertritt. Dasselbe Ziel möchte er dereinst für Zanskar erreichen, deshalb reise er bereits im ganzen Land umher und halte Reden und organisiere die Errichtung einer zivilisatorischen Infrastruktur, wie Strassenbau usw. Man müsse das politische Bewusstsein der Zanskari wecken. Er spricht auch von Unabhängigkeitsbestrebungen in Ladakh, unabhängig in dem Sinn, dass Ladakh direkt der Bundesregierung in Delhi unterstellt würde, also weg von der Jammu-und-Kaschmir-Regierung, denn Zanskar werde in jeder Hinsicht schmählich vernachlässigt und übergangen. Wie könnten auch Kaschmirs Moslems Ladakhs Buddhisten wirklich verstehen?

Abends gibt es ein Dorffest. Lama Nima muss dabei sein, sich zeigen, weil er die Autoritätsperson der Region ist. Diese (Ex-)Raja-Autorität wird auch offensichtlich, wenn wir im Dorf herumgehen: Ältere Leute fallen vor ihm nieder und küssen ihm den Rocksäum. So will er nun Politiker werden, der gute Mönch, und den Zanskari «politisches Bewusstsein» beibringen. Die tibetische Mystik hat sich wohl in die Berge verflüchtigt.

Seilbrücken, Kletterpartien und Flusssdurchquerungen

Seilbrücken – Symbol für 1000 Jahre technischen Rückstand. Zanskar hat die urchigsten – und auch am meisten davon. Der tiefste Punkt, den wir in Zanskar erreichen, in der Zangla-Gegend (rund 3500 Meter ü. M.), ist zugleich ein Höhepunkt: 70 Meter weit spannt sich eine Brücke über den tosenden Fluss, mitten in der Wüstenlandschaft. Seilbrücke: dünne Weidenzweige zu einer Art Seil geflochten (hier mit Drahtseil verstärkt); das sollte einige Jahre halten.

Mein Plan ist, nun nicht via Burdan–Char–Phuktal nach Shadi zu gelangen, sondern es gewissermassen durch die Hintertür über den Stongde-Pass zu erreichen. Auch Ishi ist die Gegend unbekannt, und der Teshildar hat uns von dieser Route abgeraten. Obwohl es offenbar einen uralten Pfad gibt, hat auch er niemanden gefunden, der Informationen darüber hat.

Über das imposante Stongde-Kloster geht es dank meiner Akklimatisation fast mühelos über den 5100 Meter hohen Stongde-La. Tierspuren im Schnee. Dann hinunter in eine grandiose, unbegehbare Schlucht. Drei Tage lang sehen wir keinen Menschen und natürlich kein Haus. Der Pfad ist vielerorts zerfallen, dürftige Brücklein vom Steinschlag in den Fluss gerissen. Das bedeutet gefährliche Klettereien, denn der Hauptfluss ist bald so gross und tief und gefährlich reisend, dass er unpassierbar wird. Die Felswände fallen senkrecht ins Wasser ab. Einmal finden wir Weiden und konstruieren ein Floss. Es trägt aber nur die Rucksäcke oder einen von uns: Zanskars ersten Flussfahrer.

Zweimal überrascht uns die Nacht beim zeitraubenden Überklettern der Berge. Der Fels ist oft so brüchig, dass jeder zweite Griff ausbricht. Notbiwaks ohne Wasser, ohne Holz, ohne Feuer in extremer Höhe. Ausser Gerstenmehl haben wir nichts mehr zu essen. Ishi klettert wie eine Bergziege, schwindelfrei, ein Gleichgewichtskünstler

mit dem schweren Rucksack. Jeden Tag flickt er seine auseinanderfallenden Schuhe mit Schnüren.

Nach einem märchenhaften «Mondtal» mit Tausenden von bizarren Erosionsformen in fantastischen Farben entdeckt Ishi am Fluss unten einen Mann, der Weidenruten schneidet. Hier ist die einzige Stelle, wo der Fluss dank Sandbänken in drei Etappen zu durchqueren ist. Wir bereiten uns sorgfältig vor. Doch der Hauptstrom ist noch tiefer (bis Brusthöhe) als erwartet. Obwohl wir gemeinsam in schräger Kettenformation vorgehen, reisst mir die Wucht der Strömung die Beine vom Grund, ich verliere das Gleichgewicht, werde abgetrieben, komme aber schliesslich 50 Meter weiter unten dennoch ans Ufer.

Auf romantischen Wegen zu einem Shangri-La

Das «Ende der Welt» ist der Mittelpunkt Asiens. Abends steigen wir durch eine enge, düstere Seitenschlucht hoch. Oben öffnet sich das unheimliche Felsentor zum Traumbild eines sattgrünen Hochtals. Ein munter sprudelnder Bach hat üppige Blumenwiesen entstehen lassen, in denen Tauben gurren. Auf schön angelegten Terrassenfeldern arbeiten kleine Gruppen von Frauen. Der Blumenpfad führt durch das Tschörten-Dorfingangstor; oben an der Decke erblicke ich ein prachtvolles Mandala. Vor mir liegt, vergoldet von der Abendsonne, Shadi. Pure Romantik, keine Fata Morgana, Gedanken ans mythologische Shangri-La tauchen auf.

Ich bin vorausgelaufen, stehe allein «vor den Toren des Paradieses» mit seinem harmonischen Dorfcharakter – und kann nicht eintreten. Ein echter «Fremdling». Shadi ist nicht Padam. Die Menschen sind vor Schrecken davongerannt, sogar die Männer verstecken sich hinter Hausecken und in den Feldern. Die Hunde tun so hysterisch, wie es eben geht.

Ishi kommt mir lächelnd nach, erklärt den Leuten meine irdische Herkunft oder was auch immer und vermittelt uns eine einzigartige Pa-

noramasicht-Unterkunft bei der offenbar angesehensten Familie des Dorfes. Über drei Leitern und «fremde» Dachterrassen kommen wir zu unserer wettergeschützten Veranda. Wer sich auskennt, kann auf den Dächern quer übers ganze Dorf spazieren.

Beim Tsampateigkneten beantwortet Ishi stundenlang Fragen des Gastgebers. Er ist zum perfekten Erzähler geworden; ich weiss schon, welches Erlebnis er gerade zum Besten gibt, und mache die entsprechende Pantomime dazu. Clowns sind überall beliebt. Im Schutz der Dunkelheit sammelt sich das halbe Dorf an. Grösstes Interesse erweckt wie immer meine simple Ausrüstung, besonders Rucksack und Schlafsack, aber fast jeder Gegenstand erregt Kopfschütteln und Gemurmel. Das Rennen machen, wie schon oft zuvor, auch in Shadi die Reissverschlüsse. Als ich längst im Schlafsack liege, höre ich noch immer das «Zip-zap» meiner Rucksack-Reissverschlüsse und das darauffolgende Gelächter.

Heimatgefühle im weltfernten Dorf

Am nächsten Morgen warten bereits zwei Dutzend Leute auf den historischen Moment meines Erwachens. Sie bleiben aber gut geschützt hinter einer Mauer – wenn meine Hand nur schon in verdächtige Nähe der Kamera gerät, verschwinden alle Köpfe blitzartig. Einige haben miterlebt, wie ich zwei Männer fotografierte: Beim «Klick» sind diese jeweils so fürchterlich zusammengezuckt, als hätte sie ein elektrischer Schlag getroffen.

Tunnel führen unter den Häusern durch und verbinden die treppenartigen Gassen miteinander. Kaum jemand kommt in sein Haus, ohne nicht mindestens zwei Holzleitern emporgestiegen zu sein. Im Parterre hausen nur die Ziegen und Schafe. Grössere Häuser sind richtige Fuchsbauten, wo man sich in den stockdunklen und oft kaum anderthalb Meter niedrigen Gängen verirren kann, wenn man die falsche «Abzwei-

gung» erwischt hat. Und doch: Shadi ist das gewöhnlichste Dorf der Welt. Die Welt ist Zanskar.

Das Leben spielt sich weitgehend auf den Dachterrassen ab; sie dienen als Kinderspielplatz, Versammlungsort, zum Trocknen von Käse, Kräutern oder Fleisch. Ringsherum wird der Holzvorrat für den Winter aufgebaut. Auch arbeiten lässt sich da oben gut. Typische Männerarbeiten sind Weben, Spinnen, Wolle reinigen, Getreide mahlen, manchmal Wäsche waschen – und natürlich Gebete lesen. Die Frauen kochen, bereiten Gerstenbier zu, melken die Tiere, sammeln Holz und machen die Feldarbeit, alles von Hand, mit der Hacke (in ganz Zanskar habe ich keinen Pflug gesehen).

Ein fernes Brummen lässt mich in den Himmel hinaufstarren. Endlich entdecke ich das fast unsichtbare «Ufo»: Es muss das grosse Postflugzeug der Luftwaffe sein, das zwischen Chandigarh und Leh verkehrt – via Shadis Himmel. Ich bin der Einzige, der hinaufstartet; die Einheimischen dagegen sehen verwundert mich an: Was hat der bloss? Sie wissen nicht, was da oben am lamaistischen Himmel herumbrummt. Sie wissen nicht einmal, was ein Fahrzeug ist, von Flugzeugen nicht zu reden; nicht einmal eine Mistkarre haben sie je gesehen – denn das Rad ist noch nicht erfunden worden in Zanskar.

Im legendären Höhlenkloster Phuktal

Wir haben uns eben einen steilen Felshügel hochgekämpft, zum x-ten Mal an diesem Tag, einem an Verirrungen reichen 15-Stunden-Schlucht-Tag – da liegt es vor uns, unter uns, im letzten Dämmerlicht des Tages, es gibt keinen Zweifel, das muss es sein, denn es gibt nichts anderes in diesem wüstenähnlichen Tal: Phuktal, das uralte Höhlenkloster. Wir schreiten durch Pforten, Durchgänge und Tunnel, die die zahlreichen Klosterbauten miteinander verbinden. Dutzende von grossen und kleinen Gebäuden, übereinander, ineinander verschachtelt, Trep-

pen hinauf und hinunter, doch kein Mensch ist zu sehen. Wir finden einen Weg durch das Labyrinth bis zur Haupthöhle, die Atmosphäre beim Eindunkeln ist fast unheimlich, wo sind denn die Mönche? Schliesslich gehts über einen kunstvoll an die senkrechte Felswand gebauten schmalen Steg zu einer rauchigen Nebenhöhle. Ich stosse die knorrige Tür auf ... da sitzen sie, die Mönche, und brauen friedlich Buttermilch wie schon im 8. Jahrhundert. Sie starren mich an wie ein Geisterwesen: Ich bin hier, so scheint es, der erste ausländische Besucher seit 1826, als der ungarische Forschungsreisende Sandor Csoma hier weilte.

Ich träume, dass ich vom dunklen Klang des Muschelhorns erwache. Der Lama, der zum Gebet ruft, steht auf einem Felsvorsprung über dem Kloster. Ich liege bequem auf einer handgeflochtenen Matte in einer Felsenhöhle im Adlerhorst hoch über dem Fluss. Ein paar intensive Sonnenstrahlen dringen durch die Spalten und treffen genau auf die riesigen Kupferkessel über den Feuerstellen. Ich bin in der Klosterküche, und die Küchenmannschaft der Mönche kocht schon die braune Brühe des Buttermilchs, routiniert und hektoliterweise. Schwächliche Novizen gucken neugierig herein. Ein stämmiger Arbeitsmönch reicht mir eine Silberschale voll Tee, macht grinsend eine Bemerkung dazu, und alle lachen herzlich, auch ich, obwohl ich den Witz nicht verstanden habe. Das alles ist natürlich kein Traum, es ist mein erstes Erwachen im Kloster Phuktal.

Ich stehe auf, gehe durch den Felsentunnel und über den schwindelerregenden «Hängepfad» zur Haupthöhle hinüber, in der das Hauptkloster liegt, setze mich dort im Lotussitz in die Reihe der Mönche und nehme an den Zeremonien teil. Es gibt viele Gebetspausen im Lauf des Tages, der von 5 Uhr früh bis zum Eindunkeln dauert. Dazwischen schleppen wir braunes Trinkwasser von der Quelle ins Kloster hinauf. Als die Holz-

sammler nach stundenlangem Marsch mit ihren Lasten ankommen, machen wir den begonnenen Anbau fertig. Die Mauern aus Lehmziegeln stehen bereits. Aus den langen krummen Ästen entsteht das Dachgeflecht, es wird mit viel Unkraut «abgedichtet», darüber kommt eine dicke Schicht feuchter Erde, diese wird festgestampft und bildet dann die Dachterrasse.

Beim Umherstreifen entdecke ich in den vielen, zumeist dunklen Winkeln des Klosterlabyrinth noch zahlreiche Mönche, die im Stillen ganz für sich arbeiten. Einer malt: Fassaden, Schränke, Fensterrahmen. Alle Beschäftigungen werden mit grosser «Mässigung» getan, Eile gibts nicht.

Eine Nierenkolik beendet abrupt den geplanten längeren Aufenthalt. Wir sind fast eine Woche Fussmarsch von der Zivilisation entfernt. Da ich nur das Urdu-Wort für Schmerzen kenne, mache ich eine anatomische Zeichnung. Ein Amtschī (einheimischer Doktor) wird geholt. Ich habe Heilkräutersalbe erwartet, doch er macht die Spitze eines Eisenstabs glühend. Ein Versuchsversuch kann ja wohl nicht schaden. Ein höllischer Schmerz am Rücken verdrängt die anderen Schmerzen. Ob der Amtschī wohl das richtige Leiden behandelt? Ob die Behandlungsmethode wohl auch bei einem nicht lamaistischen Schweizer wirkt? Das Glüheisen ist wieder bereit. Auf die Fortsetzung verzichte ich.

Schneesturm auf dem Shingo-Pass, Verhaftung im Tal

Am zweiten Marschtag erreichen wir Kargia, die letzte bewohnte Siedlung «drinnen», in Zanskar. Danach begegnen wir drei Tage lang keinem einzigen Menschen mehr. Bei Regen, Nebel und Schneesturm überqueren wir den 5100 Meter hohen Himalayapass Shingo-La, der nicht nur den dramatisch spürbaren Übergang vom extremen Trockenklima zum sehr feuchten Monsunklima bildet, sondern auch die Grenze zu einem

anderen Bundesstaat Indiens: Himachal Pradesh. Das in Zanskar genossene Gefühl der Geborgenheit verlässt uns.

Durchnässt und erschöpft kommen wir in völliger Dunkelheit endlich im Haupttal an, erreichen bei Tarsy Sundo die neue Militärstrasse, die von Manali nach Leh führen soll. Die grosse Brücke ist noch nicht fertig gebaut. Von der Mitte der Brücke ruft Ishi zu einem Zelt hinunter, bis die Leute aufwachen – und mich prompt verhaften. Denn es ist das Polizeizelt, und man hat mich hier in angeblich verbotenen Gebiet gefasst. (Wie ich später erfahre, wäre ich schon 50 Meter weiter, auf der anderen Seite der Brücke, in «erlaubtem» Gebiet gewesen.)

Alle Proteste helfen nichts. Mein Pass wird beschlagnahmt, und ein Polizist weicht fortan nicht mehr von meiner Seite. Marsch nach Jespa, dann per Jeep nach Keylong, der Hauptstadt des Distrikts Lahoul-Spiti. Den ganzen Tag werde ich von einer Polizeistelle zur anderen geführt zu langwierigen Verhören und dutzendseitigen Protokollen in verschiedenen Sprachen, denn verschiedene Amtsstellen am gleichen Ort haben verschiedene Amtssprachen (Lokalsprache, Englisch, Hindi, Urdu).

Ishi ist frei, er trägt einen Brief des Tehsildars von Zanskar auf sich, der ihm diese Reise erlaubt; davon ahnte ich allerdings nichts. Und für mich als Ausländer hätte auch weder der Tehsildar noch der Polizeichef von Lahoul-Spiti eine solche Bewilligung ausstellen können – eine Notwendigkeit, von der in Kaschmir und Ladakh «natürlich» keine Behörde wusste.

Einen halben Tag verbringe ich zusammen mit vier Inhaftierten, die mit mittelalterlichen schweren Eisenketten an Händen und Füssen aneinandergekettet sind. Ich beschäftige sieben Polizisten: Einer diktiert, einer berät den Diktierenden, einer übersetzt, einer schreibt, zwei heften ständig die neuen Schreib- und Durchschlagpapiere zusammen, der letzte kümmert sich ums

Tintenfass und holt zwischendurch Wasser für die Gefangenen; zu essen gibts nichts.

Erschöpft komme ich drei Tage später vor Gericht. Ich solle mich schuldig erklären, empfehle mir der Richter, ein freundlicher Sikh. Falls ich auf «nicht schuldig» beharre, müsse man mich mindestens drei Monate hierbehalten bis zum Prozess, bei dem ich dann ohnehin verurteilt würde. Zanskar sei jetzt zwar «erlaubt», doch es gebe am Shingo-Pass ein verbotenes militärisches Gebiet. Ich bekenne mich «schuldig», zahle die Busse von 1000 Rupien und bin kurz darauf wieder frei.

Ich will Ishi noch ein Stück indisches Leben zeigen. Von Keylong fahren wir per Bus über den 4000 Meter hohen Rohtang-Pass ins touristische Kulu-Tal, dann weiter nach Dharamsala, wo der Dalai Lama im Exil lebt. Ich kann für Ishi «als Vertreter der Bevölkerung» eine kurze Privataudienz bei Seiner Heiligkeit erwirken, und wir bitten gemeinsam um einen Besuch des religiösen Oberhauptes in Zanskar (per Militärhelikopter). Der Dalai Lama befragt Ishi über das Leben in Zanskar, dann segnet er ihn. Das alles ist zu viel für Ishi, er weint und bricht fast zusammen. Darnach gehts weiter nach Srinagar, Kaschmirs Hauptstadt. Der 52-jährige «sprachlose» Zanskari ist vom Stadtbetrieb total überfordert, das Hausbootleben kann er ohnehin nicht geniessen. Ishi fühlt sich in dieser Welt verloren, und so geleite ich ihn auf den Bus nach Kargil, von wo aus er zu Fuss nach Padum zurückkehren wird.

Als ich Ishi zum Abschied nebst dem vereinbarten Lohn einen Grossteil meiner Trekking-Ausrüstung schenke, ist er überglücklich. Doch das Einzige, was er von mir erbittet, mir sogar etwas Geld dafür anbietet, ist mein Reisewecker. Ich würde ihn Ishi gern überlassen, bringe es dann aber doch nicht über mich, schon jetzt die Zeit einzuführen in Zanskar.



Westtibet ethnisch, geografisch und politisch (Stand Herbst 1975)

Westtibet besteht hauptsächlich aus den Gebieten Ladakh, Zanskar, Lahoul und Spiti (die heute politisch fast vollständig zu Indien gehören). Geografisch liegt Westtibet zwischen Himalaya (im Süden) und Karakorum (im Norden), zwischen Baltistan/Nordpakistan (im Westen) und der zentraltibetischen Hochebene (im Osten).

Westtibet ist heute, verallgemeinert ausgedrückt, grösstenteils mit Ladakh identisch. Das ethnische Ladakh ist aufgeteilt unter drei Staaten: Der weitaus grösste Teil gehört unter dem Namen Ladakh zu Indien. Der westlichste Zipfel, Baltistan, gehört zu Pakistan. Der nordöstliche Teil (Aksai Chin) wird von China verwaltet, seitdem dort im chinesisch-indischen Grenzkrieg von 1962 China rund 50 000 Quadratkilometer zuvor von Indien verwaltetes (fast menschenleeres) Gebiet erobert hat.

Das unter dem Namen Ladakh (Hauptort: Leh) bekannte Gebiet ist heute politisch ein Distrikt des indischen Bundesstaats Jammu und Kaschmir (Hauptstadt: Srinagar). Der Distrikt Ladakh ist unterteilt in die Tehsils (Bezirke) Leh, Kargil und Zanskar sowie die unter militärischer Kontrolle stehenden Gebiete, die direkt ans chinesisch verwaltete Tibet grenzen.

Die politische Situation wird zusätzlich kompliziert durch die immer wieder aufflammenden Autonomiebestrebungen Kaschmirs. Im praktischen Sprachgebrauch – und vor allem im bereits angelaufenen Tourismus – wird unter dem Begriff «Ladakh» grundsätzlich die Grossregion des Industals oberhalb und unterhalb von Leh sowie die Nebentäler verstanden. Ladakh war auch unter dem Namen Klein-Tibet bekannt.

Für Nicht-Einheimische respektive Touristen ist zurzeit (1975) das Gebiet südöstlich der Strasse Srinagar–Leh und westlich der Militärstrasse Manali–Leh zum Besuch erlaubt. Übrige Gebiete Ladakhs sind noch immer verboten.